

eine starke, religiöse Enderwartung, die beinahe alle Kreise berührte. Sie findet sich in der frühen Synagoge (z. B. in den Psalmen Salomos), in den Städten (»Damaskus«-Schrift), in der Wüste (Qumran), auch in manchen Abschnitten des NT. Jesus übernahm von Johannes dem Täufer, dem grossen Propheten in der Jordanebene, den Ruf von der Umkehr und der unmittelbar bevorstehenden Gottesherrschaft (synoptische Evangelien). Jesus wird in Verbindung zur »Menschensohn«-Spekulation gebracht (auch Johannesevangelium). Nach alten Jesusworten rechnet Jesus mit dem endgültigen Eingreifen Gottes, ohne dies als »Ende der Welt«, den »kommenden Äon«, die »letzten Tage« o. ä., wie es die Apokalypsen tun, zu bezeichnen, vielmehr spricht er von der »Königsherrschaft Gottes«, die nun Wirklichkeit werde. Er bezieht ihr Gegenwärtigsein auf seine Verkündigung und seine Person. Den Jüngern vermittelt er die Überzeugung, dass sein Hinaufgehen nach Jerusalem zum letzten Pascha die endgültige Wende herbeibringen werde. Zugleich lässt er die nur ungern hingenommene Voraussicht aufkommen, dies werde über seinen Tod, ja seine »Auslieferung« und Verstossung durch die Vertreter Israels geschehen. Solche Voraussicht ist historisch höchst wahrscheinlich, auch wenn die Evangelien entsprechende »Jesusworte« unter nachösterlicher Sicht überliefern. Jesus selbst hatte damals die Möglichkeit, seinen Tod als »heilsbedeutend« zu verstehen. Dazu boten sich ihm und seinen ersten Verkündigern an: die damalige Auffassung vom »Prophetenschicksal«, die messianisch-prophetische Deutung von Jes 53, die Ostertheologie der Synagoge, die sich in einigen Midraschim erhalten hat. Die christlich-eucharistische Umformulierung des Abendmahltschebets gründet letztlich auf solch jüdischer Theologie. Die Darreichung von Brot und Wein symbolisieren Jesu Tod als österliche Erfüllung jüdischer Hoffnung, als eschatologische, endgültige Überbietung der Verheissungen. Jesus hatte zu Lebzeiten wie seine Jünger an die endzeitliche »Auferstehung der To-

ten« geglaubt. Durch die Geisterfahrungen in jener Osterzeit werden die Jünger dazu gebracht, diese Aussage nun von Jesus zu machen. Die »messianischen« endzeitlichen Inhalte der alten Verheissungen werden mit anderen verknüpft. Wenn es wahr ist, dass der endgültige Offenbarungsbringer »auferstanden« ist, ist eine neue Situation entstanden. Auch uns alle hat er grundsätzlich mit in sein Leben bei Gott gebracht, so verkündigen sie. Alle diese Vorstellungen stammen aus dem Judentum. Ihre besondere, konkrete »Erfüllung« durch Leben, Kreuzestod und Ostern Jesu von Nazareth macht sie »christlich«.

Aus diesem Tatbestand folgte mit innerer Notwendigkeit, dass sich der »neue« Bund mit dem »alten« auseinandersetzen musste, um sich auf sich selbst zu besinnen. Dies geschah mit Bezug auf eine hellenistische Umwelt. Das NT bezeugt durch weite Partien jenen Prozess, in welchem ursprünglich jüdische Gedanken weitergeführt und so die Unterschiede zu »Israel« herausgestellt werden. Noch tiefste Meditation über das Wesen des Christus und des Christentums, etwa bei Johannes, erweist sich der Struktur nach als jüdisch, man möchte beinahe sagen, als Midrasch und Hagada und Kabbala. Aber die Christen erkennen auch bald, dass die alten Verheissungen Gottes an Israel nicht einfach wirkungslos geworden sein können. Paulus stösst die weitere Reflexion über die Heilsrolle Israels an (Röm 9–11), die durch Jahrhunderte nicht mehr aufgenommen wurde. Er konnte sich die Juden seiner Zeit noch als »Altes Testament« vorstellen (2 Kor 3, 13–16). Mittlerweile sind aus den beiden Religionen zwei Konfessionen geworden. Aber die fortgeschrittene geschichtliche Stunde, die auf so viel Streit, Blut und Tränen zurückblickt, sollte es nun auch ermöglichen, die ursprüngliche Verbundenheit von Judentum und Christentum neu zu erheben, um gerade aufgrund der Gemeinsamkeiten zu gemeinsamen Schritten auf dem Wege durch diese Zeit und Geschichte hin zu Gottes Endoffenbarung zu gelangen.

5 Zukunft in der Gegenwart

Gedanken zu einem jüdisch-christlichen Symposium

Von Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern

Frau Dr. Gertrud Luckner zum 75. Geburtstag gewidmet. Sie schaute in ihrem bisherigen Leben immer nach Möglichkeiten für eine solidarische jüdisch-christliche Zukunft aus. Dabei wich sie den harten Problemen der Gegenwart nie aus.

Die Zukunft ist kein fernes Phantom. Sie leuchtet und droht in die Gegenwart hinein. Sie wirkt sich schon in der Gegenwart aus. Der Mensch kann weder der Gegenwart noch der Zukunft entfliehen. Dies erfährt er im Alltag, wenn er z. B. Entscheidungen zu fällen hat. Noch deutlicher und bewusster wird ihm das Stehen vor und in der Zukunft, wenn er vom physischen oder psychischen Untergang bedroht ist und nach letzten Rettungsmöglichkeiten Ausschau halten muss. Gelingt es ihm nicht, Boden unter die Füße zu gewinnen oder ein Rettungsinstrument zu erhaschen, dann überfallen ihn Lähmung und Entsetzen, weil er sich von seiner Zukunft abgeschnitten fühlt.

Die Problematik Gegenwart–Zukunft besitzt auch eine grosse und tragische jüdisch-christliche Dimension. Wenn

sie nicht gesehen und ausgemessen wird, bleibt jedes theologische, geschichtliche, ja auch rein menschliche Gespräch zwischen Juden und Christen blockiert. Die seit den Anfängen des Christentums bisweilen stationär, bisweilen eruptiv bestehende Verhaltensgestörtheit zwischen Christen und Juden beruht in grossem Ausmasse darauf, dass man sich gegenseitig die Zukunft abschneiden wollte, dass man gegenseitige Hoffnungsberaubungen vornahm.

Solche und ähnliche Erwägungen waren der Anlass für ein christlich-jüdisches Symposium, das vom 10.–12. März 1975 in Luzern stattfand. Veranstalterin war die Theologische Fakultät Luzern. Jüdische und christliche Fachleute stellten sich in Referaten und Diskussionen die Frage, welchen genuinen Stellenwert Gegenwart und Zukunft in Judentum und Christentum besitzen. Um sich methodisch nicht zu zersplittern und um das gemeinsame Suchen so gründlich, zeit- und lebensnah wie möglich zu gestalten, beleuchteten sie wichtige Not- und Entscheidungszeiten, in denen innerhalb von Judentum und Christentum charakteristische Wege für die Zukunft,

bzw. auf Zukunft hin, aufgezeigt wurden. Als Endresultat schwebte allen eine Wegweisung für Theologie und Leben von heute, morgen und übermorgen vor¹. Die Ergebnisse des Symposiums werden in Kürze in Buchform erscheinen². Im Vorgriff auf diese im Dienste des jüdisch-christlichen Dialogs seien hier einige Gedanken skizziert, die den Hintergrund des Luzerner Symposiums bildeten.

1. Judentum und Christentum betraten die Geleise der Geschichte von allem Anfang an unter dem Zeichen der Hoffnung auf eine gottgeweihte, heil- und friedvolle Zukunft. Sie waren Einladungen zur Hoffnung mitten in und trotz hoffnungsloser Gegenwarts-lage (vgl. Jer 29, 10 f.; 32; Röm 4, 18). In der von Leid geprägten Geschichte von Judentum und Kirche stand aber die Hoffnung auf den helfend kommenden Gott dauernd unter der akuten Bedrohung, von dunkler und stumpfer Hoffnungslosigkeit überspült zu werden. Die grossen Seelsorgsgestalten beider Bewegungen betrachteten es immer als Zeichen eines eingesteten Fäulniskeimes, wenn jüdische oder christliche Kreise angesichts dieser Unheilswogen *auf die Dauer* resignierten oder sich gar prinzipiell der Hoffnungslosigkeit als Lebensform verschrieben.

2. Weit ratloser waren die christlichen und jüdischen Führerpersönlichkeiten, wenn es um die Zukunftshoffnung des Gegners bzw. des »Sparring«-Partners ging. Die zweitausendjährige christlich-jüdische Geschichte gleicht nämlich auf weiten Strecken einem Boxkampf mit unzähligen regel- und menschenwidrigen Tiefschlägen. Der heute diesem Geschehen gegenüber sich distanzierende Zuschauer greift sich an den Kopf und fragt sich, ob die beiden Offenbarungsträger denn wirklich nichts Gescheiteres zu tun gewusst haben, als einander die Hoffnung auf den gegenwärtigen und kommenden Segen Gottes zu vergällen und abzusprechen. Wie sehr diese missliche Kampf-lage den Betroffenen unter die Haut gehen konnte, deutet ein Spruch des jüdisch-mittelalterlichen Dichters Jehuda Halevi (1075–1141) an:

¹ Folgende Referate wurden gehalten:

Gottesherrschaft und menschliche Institution – Deutung von 1 Sam 8 und 12 (Dr. Rudolf Schmid, Professor für Altes Testament an der Theologischen Fakultät Luzern).

Die Dynamik Volk Gottes – Reich Gottes in biblischer Zeit (Dr. Benjamin Uffenheimer, Professor für Bibelwissenschaft an der Hebräischen Universität Tel Aviv).

Die gegenwärtige und kommende Herrschaft Gottes als fundamentales Anliegen des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu (Dr. Clemens Thoma, Professor für Bibelwissenschaft und Judaistik an der Theologischen Fakultät Luzern).

Streiflichter zur Eschatologie Jesu (Dr. Eugen Ruckstuhl, Professor für Neues Testament an der Theologischen Fakultät Luzern).

Die Christologie als Gefahr und Chance für die Frage nach der Zukunft (Dr. Dietrich Wiederkehr, Professor für Fundamentaltheologie an der Theologischen Fakultät Luzern).

Die messianischen Hoffnungen des rabbinischen Judentums zwischen Naherwartung und religiösem Pragmatismus (Dr. Peter Schäfer, Professor für Judaistik an der Universität Köln).

Das Werk des Moses Maimonides und die damalige jüdische Gegenwartsbewältigung und Zukunftshoffnung (Dr. Dr. Johann Maier, Professor für Judaistik und Direktor des Martin-Buber-Instituts der Universität Köln).

Messianismus und Utopie bei Rav A. J. Kook, dem bedeutendsten Vertreter moderner jüdischer Mystik (Dr. Rivka Schatz-Uffenheimer, Professor für Chassidismus und jüdische Mystik an der Hebräischen Universität Jerusalem).

Die Zuversicht des christlichen Glaubens unter dem Eindruck jüdischer Hoffnungen (Dr. Gerhard Sauter, Professor für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn).

Diskussionsleiter war Dr. Alois Müller, Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät Luzern.

² Das Buch ist momentan in Druck beim Lang Verlag in Bern. Es trägt den Titel »Zukunft in der Gegenwart – Jüdische und christliche Wegweisungen«. Es bildet den ersten Band der vom Lang Verlag editierten Buchreihe »Judaica et Christiana«.

»Mein Name, der mir lieblicher Harfenklang war, wurde verdreht im Munde Fremder zu einem Namen der Schmach.

Sie prahlten über mich hinweg mit (angeblich besserer) Prophetie«³.

Ein verspotteter, empfindsamer mittelalterlicher Jude, dessen Glaubens- und Hoffnungskraft »Fremde« (gemeint ist das damalige spanische Christentum) aus überzogenem, intolerantem religiösem Bewusstsein heraus verdrehten und zertraten, lehnt sich hier stöhnend wie eine verwundete Kreatur auf. Er kann nicht glauben, dass seine Bedränger eine bessere Offenbarung und damit eine bessere Lebens- und Sterbenshoffnung empfangen haben. Dass es sich bei Jehuda Halevi um einen vergleichsweise harmlosen Fall einer psychologisch begreiflichen Reaktion auf eine bedrohte Hoffnung handelt, zeigen schaurige Ereignisse in unserem Jahrhundert. Schon im Mittelalter hatte sich die innerhalb des Christentums genährte Auffassung, das Judentum besitze aus Selbstverschulden die dem Volke Israel anvertrauten Gegenwarts- und Zukunfts-verheissungen nicht mehr, zu einer machtpolitischen manipulierbaren Ideologie verhärtet. Sie diente den nazistischen Grossverbrechern als Instrument und Alibi für Massenvernichtungen von Juden in Auschwitz und anderswo.

3. Nicht nur der Unheilsstrang gegenseitiger Zukunfts- und damit auch Gegenwartsberaubung zieht sich durch die jüdisch-christliche Geschichte, sondern auch jener der beidseitigen Anfälligkeit gegenüber irrealen und ungesunden Zukunftseuphorien. Judentum und Christentum stöhnten im Verlaufe der Geschichte keineswegs am meisten wegen zu viel Mittelmässigkeit, Schwung- und Phantasielosigkeit ihrer Anhänger. Die grossen Spiele aus kleinen Grobheiten, Schwindeleien, Betrügereien, Heucheleien und Lügen, die im Rahmen der beidseitigen Mitgliedschaften tagtäglich geschahen (und geschehen), waren (und sind) relativ leicht zu verkraften. Die stärksten geistig-religiösen Beben brachen immer dann über Synagoge und Kirche herein, wenn jemand die Massen der Anhänger mit Botschaften zu betören vermochte, die absolute Zukunft, das von Freveln, Frevlern und Bedrängern ungestörte Zeitalter des Glückes stehe unmittelbar bevor. Die Erwählten sollten sich für den endzeitlichen Triumph rüsten. Nur zu gerne liessen sich immer wieder die vom Bibelunterricht und der traditionellen Gebets-tradition her zukunftsorientierten Gläubigen verführen, ihrer harten und nüchternen Gegenwart zu entfliehen und das Heil in einer unwirklichen, märchenhaften Zukunft zu suchen.

Wie sehr die dauernde Möglichkeit eines plötzlichen Einbruchs der endzeitlichen Herrschaft Gottes in einen unvorbereiteten Alltag auch hellwachen, über jeden Verdacht der Phantasterei erhabenen, jüdischen Persönlichkeiten ans Herz gehen konnte, zeigen versteckt-bekennnisartige Sätze von Franz Rosenzweig (1886–1929):

»Denn die Erwartung des Messias, von der und um deretwillen das Judentum lebt, wäre ein leeres Theologumen, eine blosse Idee, ein Geschwätz, – wenn sie sich nicht immer wieder verwirklichte und entwirklichte, täuschte und enttäuschte an der Gestalt des »falschen Messias«. Der falsche Messias ist so alt wie die Hoffnung des echten. Er ist die wechselnde Form dieser bleibenden Hoffnung. Jedes jüdische Geschlecht teilt sich durch ihn in die, welche die Glaubenskraft haben, sich täuschen zu lassen, und

³ Hebräischer Text im Schocken-Bändchen »Zionslieder«, Berlin 1933, übers. vom Verfasser dieses Artikels.

die, welche die Hoffnungskraft haben, sich nicht täuschen zu lassen. Jene sind die Besseren, diese die Stärkeren. Jene bluten als Opfer auf dem Altar der Ewigkeit des Volkes, diese dienen als Priester vor diesem Altar. Bis es einmal umgekehrt sein wird und der Glaube der Gläubigen zur Wahrheit, die Hoffnung der Hoffenden zur Lüge wird. Dann – und niemand weiss, ob dies ›Dann‹ nicht noch heute eintreten wird – dann ist die Aufgabe der Hoffenden zu Ende, und wer dann, wenn der Morgen dieses Heute angebrochen ist, noch zu den Hoffenden und nicht zu den Glaubenden gehört, der läuft Gefahr, verworfen zu werden.«⁴

Eine solche gespannte Ausschau nach dem Kommenden blieb im Verlaufe der Geschichte oft und oft nicht dem einzelnen Frommen in privater Atmosphäre überlassen. Die Geschichte des nachbiblischen jüdischen Messianismus – in dessen Kielwasser auch verschiedene christliche Messianismen und Millenarismen mitschwammen – kann eindrücklich zeigen, wie viele menschliche Tragödien immer dann entstanden, wenn religiöse Menschen von gott- und endzeitbegeisterten Menschen aufgefordert wurden, ihre Geschäfte und Habseligkeiten im Stiche zu lassen und der sich nächstens in Jerusalem oder sonstwo manifestierenden endzeitlichen Herrschaft Gottes entgegen zu wallen. Oft war man erst dann sicher, die Propheten des jetzt dann erscheinenden, allen Völkern sichtbaren Reiches Gottes seien als Betrüger oder Schwärmer unbedingt abzulehnen, nachdem es Verarmte und Umgekommene in Überfülle gegeben hatte. Die Flucht vieler in den radikalen Messianismus musste besonders vom Judentum immer sehr teuer bezahlt werden.⁵

4. Die heutige christlich-jüdische Lage ist grundlegend anders, als sie zur Zeit Jesu, der Kirchenväter, Kreuzfahrer, Reformatoren, Aufklärer, Romantiker und Nazis war. Niemand oder fast niemand fiebert heute einem messianischen Machtwechsel entgegen. Auch die Denkweisen sind anders. Kirche und Judentum haben Wichtigeres und Schwereres zu tun, als sich wegen des Heils in Gegenwart und Zukunft zu erschrecken und mit Steinen zu bewerfen. Mit grosser Erleichterung kann man mindestens im europäischen Raum feststellen, dass der unselige Antijudaismus keine christliche Maske und kein offiziell oder offiziös kirchliches Gewand mehr tragen kann. Die Verlautbarungen der christlichen Kirchen der letzten Jahre lassen keinen Zweifel daran aufkommen⁶. Es dürfte falsch und ungut sein, die Kehrtwendung der christlichen Kirchen in Richtung auf ein positives Judenverständnis zu übersehen oder zu minimalisieren.

Jeder Ausdruck der Freude über das gereinigte und gewandelte Verständnis der Kirche dem Judentum gegenüber bleibt einem jedoch im Halse stecken, wenn man beobachtet, wie sich heute der Antijudaismus in jenen Bereichen festsetzt, in denen die Kirche keinen oder kaum

einen Einfluss ausüben kann. In nachchristlichen Subkulturen und in weltpolitischen Machtkonzentrationen treibt er sein äusserst gefährliches Unwesen. Aus einem christlichen Zerrbild ist er ein politisches Monstrum geworden. Auf dem internationalen Parkett wird die Stimmung gegen die Juden angeheizt. In einem Punkte geht es aber seit je um ein und dasselbe: Den Juden soll ihre Zukunft ganz oder teilweise verbaut werden!

5. Man konnte also innerchristlich und innerkirchlich die Last des Antijudaismus prinzipiell von sich werfen. Niemand, dem an seiner Kirche und am Weltfrieden etwas liegt, kann aber deswegen zur Tagesordnung übergehen. In verändert-verfeinerter und verändert-vergrößerter Form leben auch heute noch alte Klischees, Aggressivitäten und Labilitäten weiter. Für die verfeinerte Form sind zu frühe Abgrenzungen, gruppenintrovertierte, antiökumenische Forschungen und einseitige Hervorhebungen, von Absolutheitsansprüchen im Rahmen der Theologie typisch⁷. Die vergrößerte Form findet heute teilweise in der Holocaust- oder Endlösungstheologie ihren Ausdruck⁸. Aus den Vorwürfen und Thesen mehrerer (nicht aller!) jüdischer und christlicher Holocaust-Theologen spürt man ihr berechtigtes Entsetzen über Auschwitz, diesen Versuch, das Judentum maschinell auszurotten, aber auch ihre echte Freude über den trotz allem entstandenen Staat Israel. Vom Inhalt her ist die Holocaust-Theologie besonders der nach dem Zweiten Weltkrieg aufgekommenen christlichen Israeltheologie, der kirchenkritischen Literatur des vergangenen Jahrzehnts und der modernen historisch-kritischen Exegese des Neuen Testaments verpflichtet. Mehreren Vertretern geht es aber nicht darum, all das Vergangene zur Auferbauung einer christlich-jüdischen Solidarität in Dienst zu nehmen. Sie wollen vielmehr eine möglichst grelle, massive und aggressive Kritik am Neuen Testament und an der ihrer Meinung nach stationär antijüdischen Kirche ausüben. Besonders wenn es um das Neue Testament geht, kämpfen sie bisweilen mit den weggeworfenen Waffen der verbliebenen Antisemiten. Im Zentrum der Botschaft Jesu und der Evangelisten liege die Verwerfung des Judentums. Paulus sei in erster Linie ein Antijude gewesen. Der heidnisch-antike Antijudaismus nehme sich gegenüber dem vom Neuen Testament und den Kirchenvätern propagierten Antijudaismus ziemlich harmlos aus. Das Christentum beruhe auf weiten Strecken auf Selbsttäuschung und Betrug. Es sei daher heutige Pflicht, sich von der dogmatisch beengten christlichen Vergangenheit zu lösen und sich den uralten, unerschütterlichen Zukunftshoffnungen der Juden zuzuwenden. Das sich wie Tod und Auferstehung Christi zueinander verhaltende Gegensatzpaar Auschwitz-Staat Israel sei die unüberholbare moderne Bestätigung der jüdischen Hoffnungen trotz christlicher Einsprüche⁹.

6. Wie soll man sich diesen angedeuteten heutigen Sensibilitäten und Subjektivismen gegenüber verhalten, wenn man aus seelsorgerlichen, theologischen, humanistischen, historischen und andern Gründen von der Wichtigkeit und Unaufgebbbarkeit der christlich-jüdischen Solidarität überzeugt ist? Jedenfalls wird man weder bei den beidseitigen Scharfmachern noch bei den beidseitigen Nur-

⁴ Zionslieder (Anm. 3) 28 f.

⁵ Zum ganzen vgl. u. a. Norman Cohn, Das Ringen um das tausendjährige Reich, Bern 1961; Joseph Klausner, The Messianic Idea in Israel, From its Beginning to the Completion of the Mishnah, London 1956; Walter Nigg, Das ewige Reich, Geschichte einer Hoffnung, Hamburg (Siebenstern TB) 1967; Gerschom Scholem, Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum, Eranos Jb. 28 (1960) 193–239; A. H. Silver, A History of Messianic Speculation in Israel, Boston 1959; R. J. Zwi Werblowsky, Messianism in Jewish History, Journal of World History 11 (1968) 30–45.

⁶ Von besonderer Bedeutung sind die am 3. Januar 1975 herausgegebenen vatikanischen Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilserklärung »Nostra aetate«, Nr. 4; vgl. FR XXVI/1974 S. 3–7. Dieses Dokument beschränkt sich nicht nur auf prinzipielle Feststellungen, der Antijudaismus sei unchristlich etc., sondern gibt auch praktische Hinweise, dass und wie man auf allen Bildungsstufen die Kenntnisse über das Judentum vertiefen könne.

⁷ Vgl. neuestens Charlotte Klein, Theologie und Anti-Judaismus, München 1975 (s. u. S. 138 ff.).

⁸ Die Bücher folgender Holocaust-Theologen sind besonders bekannt geworden: E. Berkovits, Faith after the Holocaust, New York 1973; A. Roy Eckhardt, Your People, My People, The Meetings of Jews and Christians, New York 1974; E. I. Littell, The Crucifixion of the Jews, New York 1974; Rosemary Radford Ruether, Faith and Fratricide, The Theological Roots of Anti-Semitism, New York 1974.

⁹ Besonders im Buch von R. R. Ruether (Anm. 8) finden sich diese und ähnliche Behauptungen in wirr gebündelter Pauschalität, bes. S. 12, 23, 147, 246–49, 256, 263.

Apologeten in die Schule gehen dürfen. Nur die grossen, von Judentum und (oder) Christentum anerkannten Lehrer sind für uns wirklich zuständig. Alle Christen und Juden guten Willens müssen sich so radikal und gemeinsam wie möglich auf das *wesentlich* Gemeinsame und das *wesentlich* Trennende besinnen. Kein metaphysischer, historischer oder soziologischer Dunst darf in Zukunft das jüdisch-christliche Verhältnis umnebeln und umwölken.

Schon 1972 trafen sich in Luzern christliche Judaisten mit Exegeten, Dogmatikern, Kirchengeschichtlern und Herausgebern christlich-jüdischer Zeitschriften, um den christlichen Volk-Gottes-Begriff geschichtlich und systematisch in seinem Verhältnis zu jüdischen Volk-Gottes-Auffassungen zu umschreiben¹⁰. Im Frühjahr 1975 ging es um

¹⁰ Die Ergebnisse des ersten Luzerner Symposions wurden herausgegeben von Josef Pfammatter und Franz Furger: *Judentum und Kirche: Volk Gottes*, Theol. Berichte 3, Einsiedeln (Benziger Verlag) 1974, vgl. dazu FR XXVI/1974, S. 118–120.

eine Weiterführung in Richtung einer christlichen Theologie des Judentums. Die grossen Entscheidungszeiten der jüdischen und der christlichen Offenbarungsgeschichte wurden jeweils sowohl von christlich-theologischen als auch von jüdischen Standpunkten und Schrifttümern her beleuchtet (vgl. Anm. 1). Die Meister unserer teils gemeinsamen, teils getrennten Vergangenheit, angefangen von den Verfassern des Alten Testaments über Jesus Christus, die Talmudgelehrten und Moses Maimonides bis zum modernen jüdischen Mystiker Rav A. J. Kook und zu heutigen christlichen Theologen, gaben ausserordentlich kluge und beherzigenswerte Antworten auf die Frage, wie man aus der religiösen Hoffnung auf den kommenden und gegenwärtigen Gott Halt im Leben gewinnen könne. Wer immer – sei er Christ, Jude oder einfach ein ringender Mensch guten Willens – dieser Frage Bedeutung für sich beimisst, wird auch dem Luzerner Symposion eine Bedeutung zugestehen.

6 »Gerechtigkeit und Frieden haben sich geküsst« Ps 84 (85), 11

Von Paulus Gordan OSB, Rom

Für Frau Dr. Gertrud Luckner zum 75. Geburtstag.

Der »Stuttgarter Psalter«¹, eine karolingische Handschrift aus dem 9. Jahrhundert, entstanden in Saint-Germain-des-Prés, enthält 316 Miniaturen zu den Psalmen, die teils naive Wortillustration, teils aber bildlich-perspektivische Exegese auf Christus hin bieten². So findet sich zu Ps 84 (85), 11 f.: »Barmherzigkeit und Wahrheit begegneten sich, Gerechtigkeit und Frieden haben sich geküsst«, die höchst überraschende Darstellung der Umarmung zweier Frauen. Was ist der tiefere Sinn dieser Szene?

Im lateinischen Text steht das prophetische Psalmwort in der Vergangenheitsform; erst der übernächste Vers weist, logischerweise als Folge jener Begegnung und Umarmung, auf die Zukunft hin: »Der Herr wird seine Huld erweisen, und unsere Erde wird ihre Frucht bringen« (V. 13). Für eine auf das weltwendende Heilsereignis der Erlösung in Christus bezogene Exegese lag es daher nahe, Begegnung und Kuss nicht nur in personifizierten Begriffen wie Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Frieden, sondern in einem geschichtlichen Ereignis, in zwei Menschen von Fleisch und Blut verwirklicht zu sehen, deren Rolle in unmittelbarem Zusammenhang mit dem »Hulderweis des Herrn« und mit der »Frucht unserer Erde« steht, in bezug also auf die seit je auf das Kommen des Erlösers im Fleisch gedeutete Prophetie des Jesaja: »Tauet, ihr Himmel, von oben; Wolken, regnet herab den Gerechten; die Erde öffne sich und lasse hervorspriessen den Retter« (45, 8).

So wird denn auch der Halbvers »Gerechtigkeit und Frieden haben sich geküsst« bei Theodoret, einem Kirchenschriftsteller des 4. Jahrhunderts, durchaus konkret auf die Begegnung von Elisabet und Maria gedeutet (Lk 1, 39–56), die wir die »Heimsuchung« zu nennen pflegen:

¹ Bibl. Fol. 23 der Württ. Landesbibliothek Stuttgart. – Faksimile-Lichtdruck der Handschrift (336 Seiten, Originalgrösse 17,8 x 27,5 cm – mit Textband – 412 Seiten, 40 Abb. und Untersuchungen von Bernhard Bischoff, Jakob Eschweiler, Bonifatius Fischer, Hermann Josef Frede, Wilhelm Hoffmann, Florentine Mutherich. – E. Schreiber, Graph. Kunstanstalten, Stuttgart, 1969/70).

² Von Paulus Gordan erscheint etwa im Sommer 1976 ein Buch mit 12 Bildbetrachtungen über Miniaturen des Stuttgarter Psalters, 9. Jahrhundert, im Beuroner Kunstverlag. Ca. 60 Seiten, 12 farbige Tafeln.

»Jene, die die Gerechtigkeit, will sagen: den Johannes, im Schosse trug, küsste jene, die den Frieden trug« (P. G. 80, 155 I A).

Uns mag solche Exegese gekünstelt vorkommen, zumal sie dem Genius der hebräischen Poesie gegen den Strich geht; denn gemäss dem Parallelismus der Versglieder wiederholt ja der zweite Halbvers mit leichter Abwandlung nur das, was der erste Halbvers schon gesagt hat. Doch hütet sich Theodoret sehr wohl, seine Auslegung auch auf die Begegnung zwischen »Barmherzigkeit und Wahrheit« anzuwenden, weil hier die Deutung auf Johannes-Jesus durchaus nicht passen dürfte. Passt sie auf »Gerechtigkeit und Frieden«? Schon eher; denn der Täufer hat die Aufgabe, »vor Gott einherzugehen in Geist und Kraft des Elija, um die Herzen der Väter wieder zu den Kindern, Ungehorsam zu frommer Gesinnung zu wenden und dem Herrn ein williges Volk zu bereiten« (Lk 1, 17; vgl. Mal 3, 23 f.), dem Herrn zu dienen »in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinem Antlitz« (Lk 1, 17). So bereitet er denn durch seine Busspredigt das Volk auf das »kommende Strafgericht« vor (Lk 3, 8), und da er auch Jesus im Jordan tauft, erfüllt sich nach des Herrn eigenem Wort »alle Gerechtigkeit« (Mt 3, 15). Dass aber Jesus andererseits nicht nur den Frieden und das Heil (im Hebräischen dasselbe Wort!) *bringt*, sondern selber dieser Heilsfriede *ist*, bezeugen einstimmig Propheten (Mich 5, 5) und Apostel (Eph 2, 14).

Der Friede aber überformt und besiegelt die Gerechtigkeit, wenn es gestattet ist, eine Allegorie weiterzuführen, die weniger der Psalmtext als die Väterexegese und schon die Theologie des Apostels Paulus nahelegen. Denn ganz offensichtlich spielt hier die Deutung der beiden Frauen auf die »beiden Testamente« mit hinein: Elisabet als die Trägerin der Gerechtigkeit stellt den »Alten Bund« dar, – Maria, die Bringerin des Heilsfriedens, den »Neuen Bund«. Doch während der Apostel in seiner temperamentvollen Polemik (Gal 4, 22 ff.) sagt: »Jene zwei Frauen sind die beiden Testamente: das eine vom Berge Sinai gebiert in die Knechtschaft, das ist Hagar . . . Das himmlische Jerusalem dagegen ist die Freie (Sara), und das ist unsere Mutter«, und damit einen freilich nur scheinbar